Zu Hause sterben: Wunsch, Wirklichkeit und die Lücke dazwischen

Eine Podiumsdiskussion in Schwyz zeigt, dass zu Hause sterben professionelle Unterstützung und gesellschaftliche Veränderungen erfordert.

Petra Imsand

Wenn man bis zum Lebensende zu Hause bleibt, ist das Schlafzimmer in der Regel der Ort des Sterbens. «Zuhause sterben» – so heisst die Ausstellung, die noch bis am Sonntag im reformierten Chilezentrum in Schwyz zu sehen ist: Worte auf grünem Hintergrund, davor prominent ein Bett mit Wolldecke platziert. Unweigerlich stellt man sich als Betrachterin die Frage: Wo will ich meine letzten Stunden verbringen und mit wem an meiner Seite?

Gemäss Umfragen möchten etwa 75 Prozent der Menschen in der Schweiz zu Hause sterben. Aber nur etwa 20 Prozent tun dies auch wirklich. Zwischen Wunsch und Wirklichkeit klafft eine grosse Lücke.

«Haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, wo Sie sterben möchten?», mit dieser Frage eröffnete Markus Schnoz am Donnerstagabend die Podiumsdiskussion, welche im Rahmen der Wanderausstellung stattfand. Während vieler Jahre hat er als Hausarzt im Schwyzer Talkessel Sterbende zu Hause begleitet. «Mit vielen engagierten Frauen und Männern durfte ich 2018 das Hospiz Talkessel Schwyz gründen», blickt Markus Schnoz zurück.

Rund 150 Personen verfolgten die Podiumsdiskussion mit Interesse.

Gesundheitsdirektor Damian Meier (links) eröffnete die Veranstaltung mit einem Grusswort. Daneben die Podiumsteilnehmenden: Seelsorger Bruder Adrian Müller, Edith Suter, Leiterin Hospiz Talkessel Schwyz, Hausarzt Markus Schnoz (Initiator und Moderator), Maja Bünter, Spitex Region Schwyz, Agatha Schuler, Sterbebegleitung Arth-Goldau, Sacha Burgert, betroffener Angehöriger. Bilder: Petra Imsand

Gründe für den Wunsch, zu Hause zu sterben, sieht er unter anderem in der Vertrautheit, der Geborgenheit und der Nähe zu den Angehörigen. «Ein Spitalaufenthalt in der letzten Phase des Lebens ist für die Betroffenen oft mit Stress und Ängsten verbunden. Die vertraute Umgebung fehlt.»

Doch warum ist Sterben zu Hause so schwierig geworden? Markus Schnoz spricht gesellschaftliche Veränderungen an, welche im Vordergrund stehen: Kleinfamilien, kleine Wohnungen, die Berufstätigkeit der Angehörigen oder ein fehlendes Beziehungsnetz, aber auch der medizinische Fortschritt, welcher den Sterbeprozess länger und die medizinische Betreuung am Lebensende komplexer mache. Schliesslich habe Sterben zu Hause auch einen ökonomischen Aspekt.

Erfahrungen, welche Leben verändern

In der Angehörigenarbeit lernen sich Menschen von einer neuen Seite kennen. Sie sind mit den Grenzen konfrontiert und wachsen über sich selbst hinaus. Dadurch verändern sie ihre Einstellung gegenüber dem Sterben, dem Tod und der Trauer. Acht Personen erzählen im Rahmen der Wanderausstellung in Tonaufnahmen von der Betreuung einer geliebten Person am Lebensende bei ihnen zu Hause.

Es sind Erfahrungen, welche auch Podiumsteilnehmer Sacha Burgert am Donnerstagabend vor rund 150 Zuhörerinnen und Zuhörern eindrücklich schilderte. Damals als 19-Jähriger pflegte er zusammen mit seinem Vater und seiner Tante seine Mutter, bei welcher ein Hirntumor diagnostiziert worden war. «Sie wollte uns nicht zur Last fallen, doch für uns war klar, dass wir sie aus dem Spital nach Hause holen», erinnert sich Burgert an die Erlebnisse vor mittlerweile 33 Jahren.

«Die Erfahrung, meine Mutter zu Hause bis zum Tod begleiten zu dürfen, hat mein Leben verändert.» Die Familie wurde damals unter anderem von der Spitex und dem Hausarzt unterstützt. «Ohne professionelle Hilfe wäre es nicht möglich gewesen.»

Nach Ansicht der Fachleute könnten 90 Prozent der Menschen zu Hause sterben, allerdings bei entsprechender professioneller Unterstützung. Gerade die Nächte würden ein grosses Problem darstellen, betonte Maja Bünter von der Spitex Region Schwyz. «Neu gibt es zwar ein Nachtpikett, ein Nachtdienst fehlt aber noch.»

Von guter Organisation und Struktur, die unabdingbar seien, sprach auch Agatha Schuler von der Sterbebegleitung Arth-Goldau. Als Freiwillige engagiert sie sich bei der Sterbebegleitungsgruppe Wabe (Wachen und Begleiten) und erlebt dabei «Sterben zu Hause» hautnah. «Wenn eine geliebte Person stirbt, wird Nahestehenden viel abverlangt. Sie wollen etwas Gutes tun, müssen aber auch loslassen können.»

In sehr berührenden Worten sprach Agatha Schuler von der tiefen Beziehung zu den Menschen, welche sie begleite. «Es braucht ein offenes Herz, um in solchen Momenten für die Menschen da zu sein.»

«Wir sind quasi die zweitbeste Lösung»

Edith Suter, Mitbegründerin des Hospizes Talkessel Schwyz, liess die Anwesenden an ihren Erfahrungen teilhaben, wenn das Hospiz zum neuen Zuhause wird. «Grossmehrheitlich wollen die Leute zu Hause sterben. Wir sind quasi die zweitbeste Lösung. Wir bieten ein Daheim auf Zeit.» Es sei jeweils eine Ehre, wenn man einen Menschen auf diesem Weg begleiten dürfe.

«Der Tod muss wieder mehr zum Leben gehören», appellierte Edith Suter. Auch Bruder Adrian Müller, Seelsorger, hat Menschen beim Sterben begleitet. Wichtig seien dabei Rituale. «Es braucht Stärkung, Kraft und Vertrauen, eine Gemeinschaft, um miteinander Abschied feiern zu können.» Als Helfender, aber auch als Patient, sei es wichtig zu zeigen, dass man ein Bedürfnis habe.

In der Diskussion zeigte sich deutlich, dass es Anstrengungen von verschiedenen Seiten braucht. Sei es die Unterstützung von Angehörigen oder Freunden, von professionellen Pflegenden, der Seelsorge oder auch durch die Sterbebegleitung. «Letztlich ist auch die Politik gefordert, welche die nötigen Strukturen für ambulante Palliativpflege und Betreuung zu Hause sicherstellen muss», so Markus Schnoz. In seinem Grusswort informierte Regierungsrat Damian Meier die Anwesenden, welche Bestrebungen diesbezüglich im Kanton Schwyz am Laufen seien.

Blick in die Wanderausstellung im reformierten Chilezentrum in Schwyz.

ANZEIGE